Holger Fischer (Hamburg): Frauen im akademischen Leben

Diese Darstellung beschäftigt sich mit der Situation von Frauen in Wissenschaft und Forschung in Deutschland und im Vergleich mit ausgewählten Ländern.
Zuerst erfolgt eine kurze Darstellung der historischen Entwicklung in Deutschland von Frauen in Studium und Wissenschaft.
Dann bieten Graphiken einen Überblick über die Situation der Frauen in Wissenschaft und Forschung an der Universität Hamburg, in Deutschland und im europaweiten Vergleich.
Abschließend werden einige mögliche Erklärungen für die geringe Anzahl von Frauen in führenden Positionen der Wissenschaft vorgestellt.

Historische Entwicklung

Die erste Universität, die weibliche Studenten aufnahm, war 1833 das Oberlin College in Ohio, USA. Zu diesem Zeitpunkt war ein Studium für Frauen in Europa noch undenkbar. Erst im Jahr 1863 konnten sich Frauen an einigen ausgewählten Universitäten in Frankreich immatrikulieren.
In Deutschland konnten Abiturientinnen ab 1909 die Universität besuchen, im internationalen Vergleich also erst sehr spät. Die Zahl weiblicher Studenten stieg relativ schnell. 1930 waren bereits 16% der Studenten an deutschen Universitäten Frauen. Unter den Nationalsozialisten sank die Zahl der Studenten insgesamt dramatisch von 130.000 auf 50.000 im Jahr 1939. Gründe dafür waren der Ausschluss jüdischer Studenten und die antiintellektuelle Attitüde der NSDAP. Die Zahl weiblicher Studenten wurde eingeschränkt und die Mutterschaft als zu favorisierendes Lebenskonzept dargestellt. Während des Zweiten Weltkrieges stieg die Zahl der Studentinnen wieder, aufgrund des Mangels an männlichen Studierenden.
Für die Jahre 1940-46 liegen nur unvollständige Daten vor. Vom Beginn der fünfziger Jahre bis in die achtziger Jahre stieg sowohl die Zahl der Studenten insgesamt, als auch der Anteil von Frauen an den Universitäten kontinuierlich. In den achtziger Jahren stagnierte der Anstieg des Anteils weiblicher Studenten, obwohl die Zahl der Studenten insgesamt weiter stieg. Seit 1990 nimmt auch der Anteil weiblicher Studenten wieder zu. Anders als in anderen europäischen Ländern hat er 50% jedoch noch nicht erreicht. „Der Frauenanteil in den oberen Rängen der Wissenschaft in Deutschland steigt nur langsam und liegt nach wie vor weit hinter den anderen europäischen Ländern zurück“[1], stellte der Wissenschaftsrat – das wichtigste Beratungsgremium für die Wissenschaftspolitik von Bund und Ländern – fest.

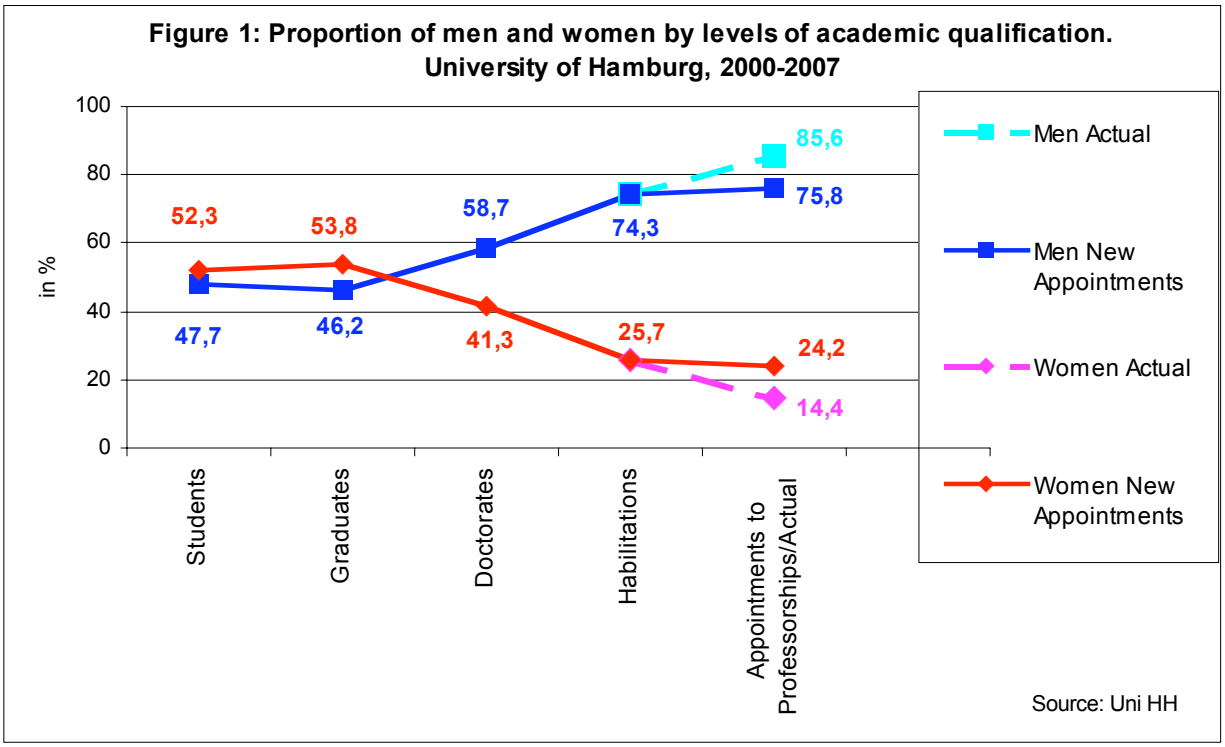
Die aktuelle Situation

Es lassen sich bei den Frauenanteilen in Wissenschaft und Forschung zwei Phänomene beobachten. Zum einen entscheiden sich mit jeder Qualifikationsstufe weniger Frauen für den nächsten Karriereschritt, zum anderen bevorzugen Frauen bestimmte Wissenschaften. Ersteres Phänomen wird auch als *Vertikale Segregation* bezeichnet. Es beschreibt die Tatsache, dass weibliche Absolventinnen der Wissen-

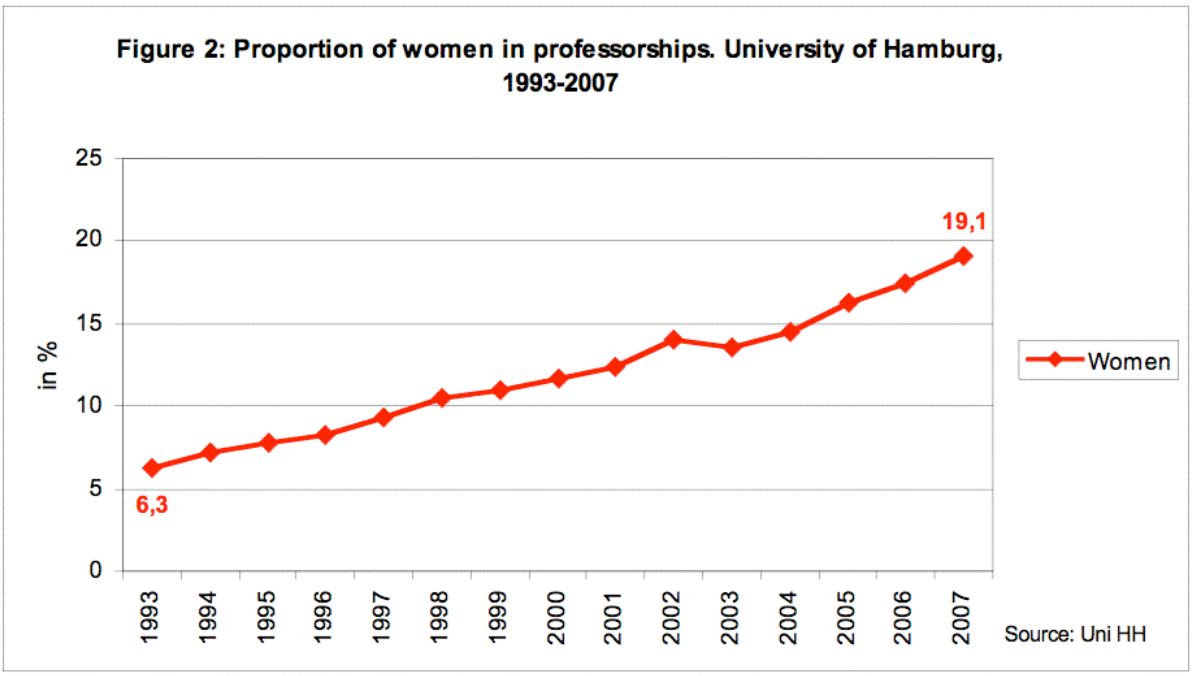
[1] Mohr, Joachim: „Kann man die vorzeigen?“ In: Spiegel Special 1. (2008). S. 52-55. hier: S. 55.

schaft spätestens nach der Promotion gewissermaßen „verloren gehen“. Mit einem Scherendiagramm (s. fig. 1, 4, 5) lässt sich graphisch illustrieren, wie sich der Unterschied zwischen den Geschlechtern im Laufe einer akademischen Karriere niederschlägt – beginnend mit dem Studium, endend mit der Berufung auf einen Lehrstuhl. Es ist deutlich zu sehen, dass Frauen bis zum Ende des Studiums häufig in der Überzahl oder gleichwertig mit Männern repräsentiert sind. Im Laufe der fortschreitenden Karriere dreht sich dieses Verhältnis jedoch um und unter den Professoren sind Frauen unterrepräsentiert.
Horizontale Segregation wird die Bevorzugung bestimmter wissenschaftlicher Disziplinen durch weibliche Wissenschaftler genannt. So sind sie beispielsweise in den Geisteswissenschaften, der Tiermedizin und der Kunstgeschichte deutlich häufiger auch in führenden Positionen vertreten als in den Ingenieurswissenschaften und der Mathematik.

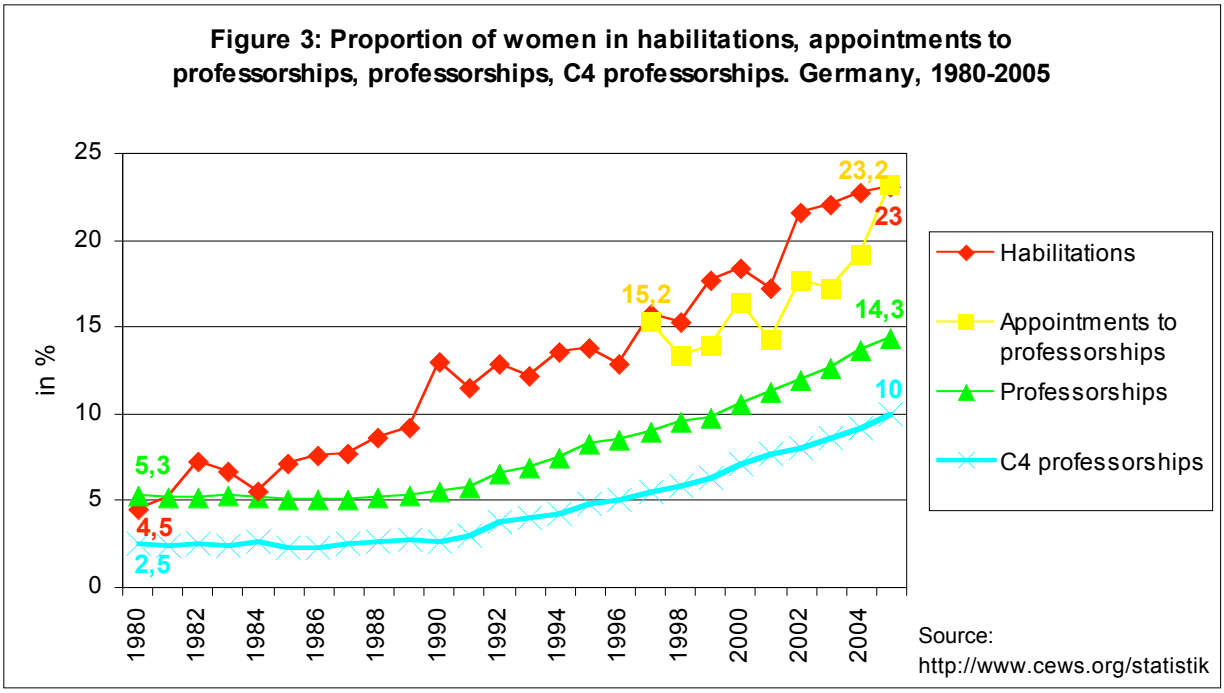
Graphiken zur vertikalen und horizontalen Segregation in Hamburg, Deutschland und Europa



Das Scherendiagramm in Figure 1 stellt die Frauenanteile an den verschiedenen Qualifikationsstufen an der Universität Hamburg dar. Im Zeitraum von 2000 bis 2007 sind durchschnittlich 52,3 % der Studierenden weiblich, der Anteil bei den Abschlüssen ist sogar noch leicht höher (es gibt also mehr männliche Studienabbrecher), aber beginnnend mit der Promotion und mit jeder folgenden Qualifikationsstufe nimmt der Anteil der Frauen kontinuierlich ab. Allerdings zeigt sich bei den Neuberufungen eine positiveres Bild, denn dort ist der Anteil der Frauen um 10 Prozentpunkte höher als bei den Bestandsprofessuren.

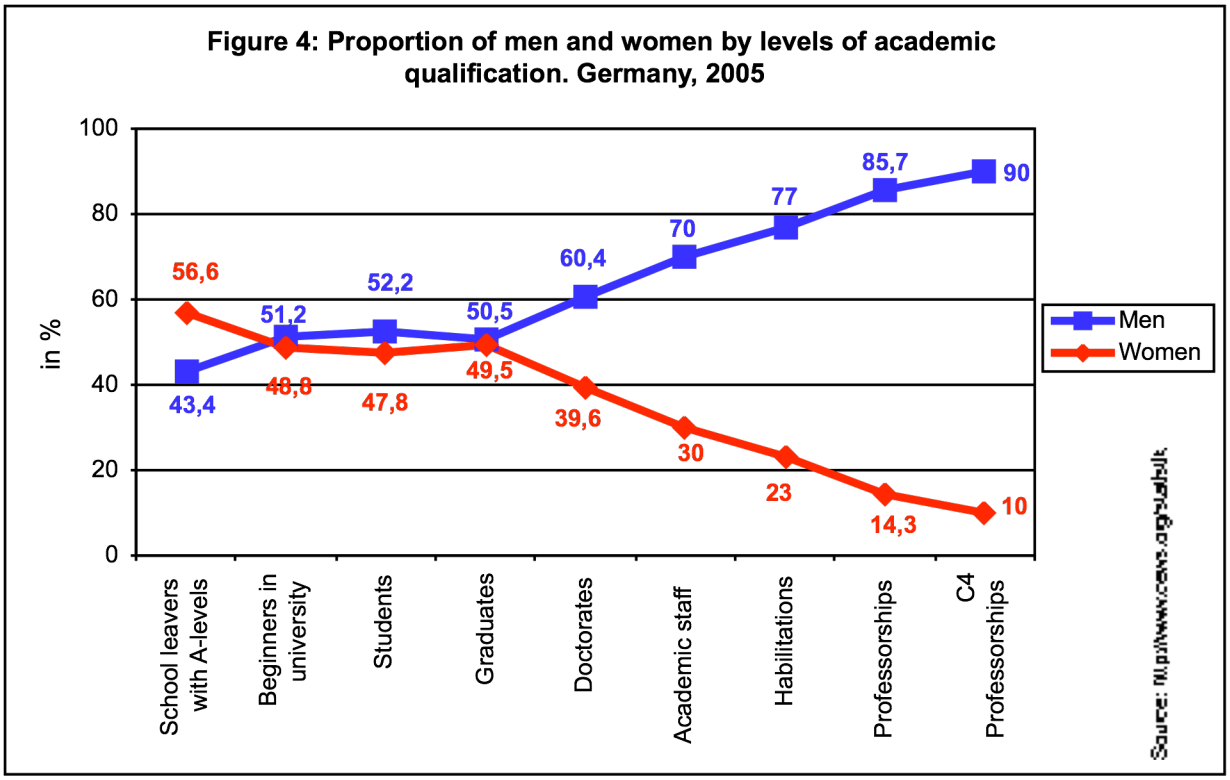


Wie sich Figure 2 entnehmen lässt, haben sich in den letzten 14 Jahren die Frauenanteile an den Professuren positiv entwickelt. Und zwar stieg der Frauenanteil an der Universität Hamburg kontinuierlich von 6,3% im Jahre 1993 bis auf 19,1% im Jahre 2007.

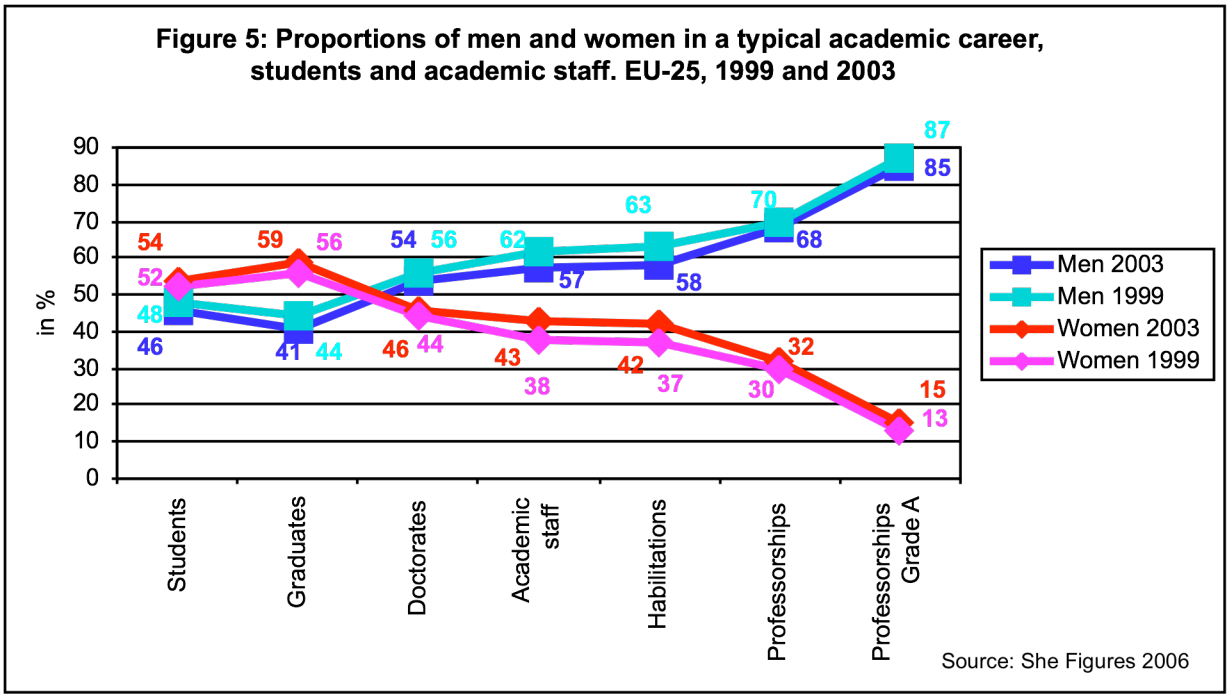


Auf deutschlandweiter Ebene haben sich die Frauenanteile an den Professuren sowie den C4-Professuren, der höchsten Besoldungsstufe an Hochschulen, seit 1990 positiv entwickelt und verdoppelten sich sogar in den 10 Jahren zwischen 1993

und 2004 (Figure 3). Die Habilitationen weisen jedoch bereits schon seit den 1980er Jahren eine sehr viel deutlichere Steigerung im Frauenanteil auf.



Bei der Analyse des idealtypischen Qualifikationsverlaufs eines Jahrgang von Studierenden in Deutschland ist in Figure 4 auffällig, dass im Vergleich zum Scherendiagramm an der Universität Hamburg (Figure 1, Proportion of men and women by levels of academic qualification. University of Hamburg, 2000-2007) die Universität Hamburg in Bezug auf die Frauenanteile leicht besser als der Bundesdurchschnitt abschneidet. Außerdem sind im Bundesdurchschnitt die Frauen während des Studiums weniger vertreten als Männern, wohingegen sie in Hamburg leicht überrepräsentiert sind.



Das Scherendiagramm zum Durchschnitt der Europäischen Union (fig. 5) zeigt ein etwas anderes Bild als in Deutschland oder an der Universität Hamburg. Zum einen brechen mehr Männer ihr Studium ab: 2003 waren 46 % der Studenten, aber nur 41% der Absolventen männlich. Zum anderen ist der Geschlechterunterschied in den drei Qualifikationsstufen zwischen Promotion und Habilitation nicht so ausgeprägt: Der Frauenanteil beträgt EU-weit 46% bei den Promotionen und 42% bei den Habilitationen, d.h. die Schere öffnet sich sozusagen erst später, da der Frauenanteil nur um 4 Prozentpunkte abnimmt. Dahingegen beträgt in Deutschland 2005 die Differenz knapp 17 Prozentpunkte (vgl. fig. 4: Deutschland 2005: Promotionen 39,6%, Habilitationen 23% Frauenanteil).

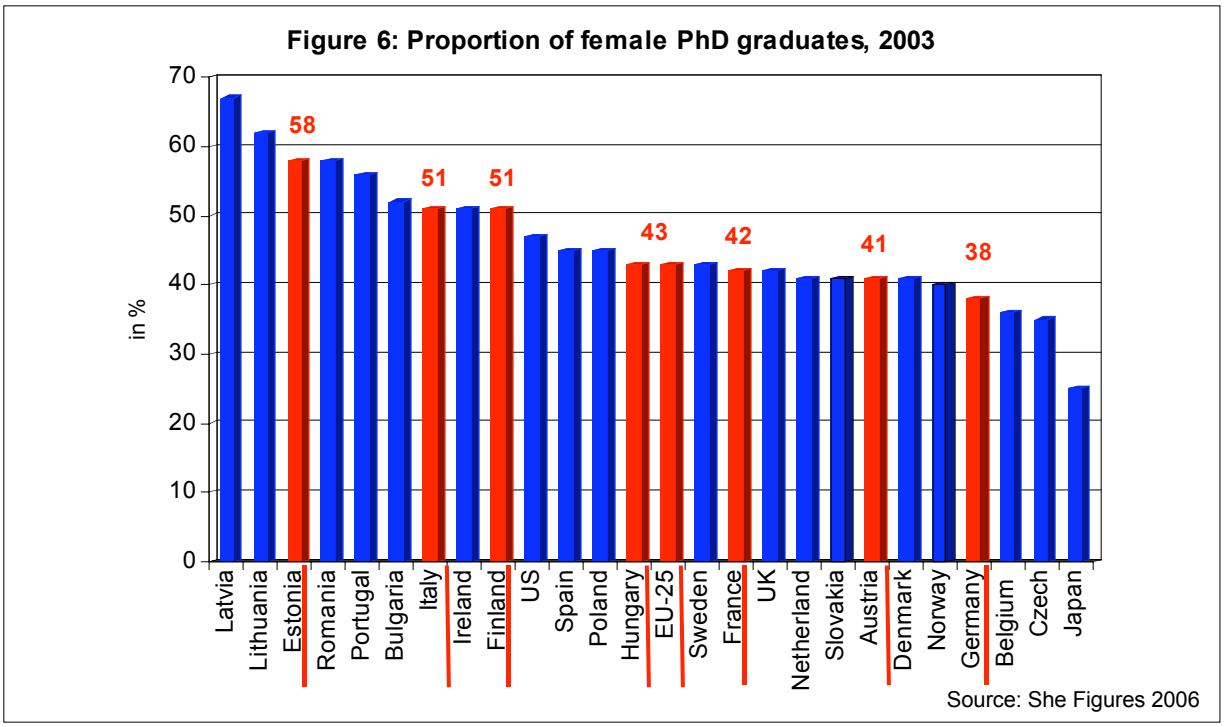
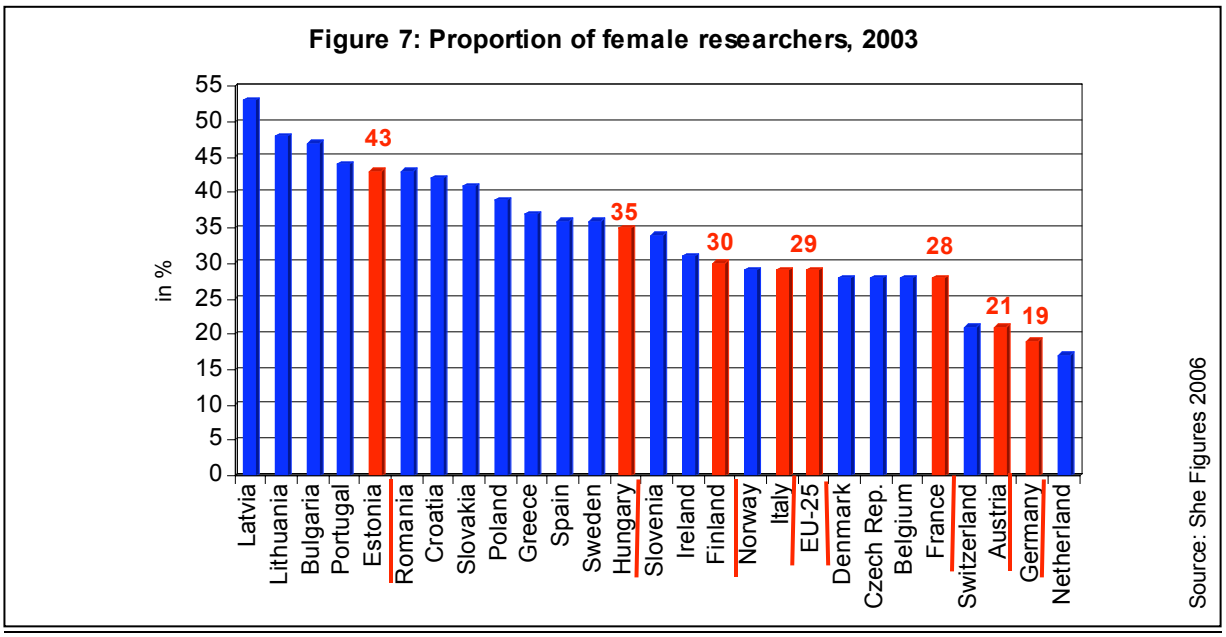
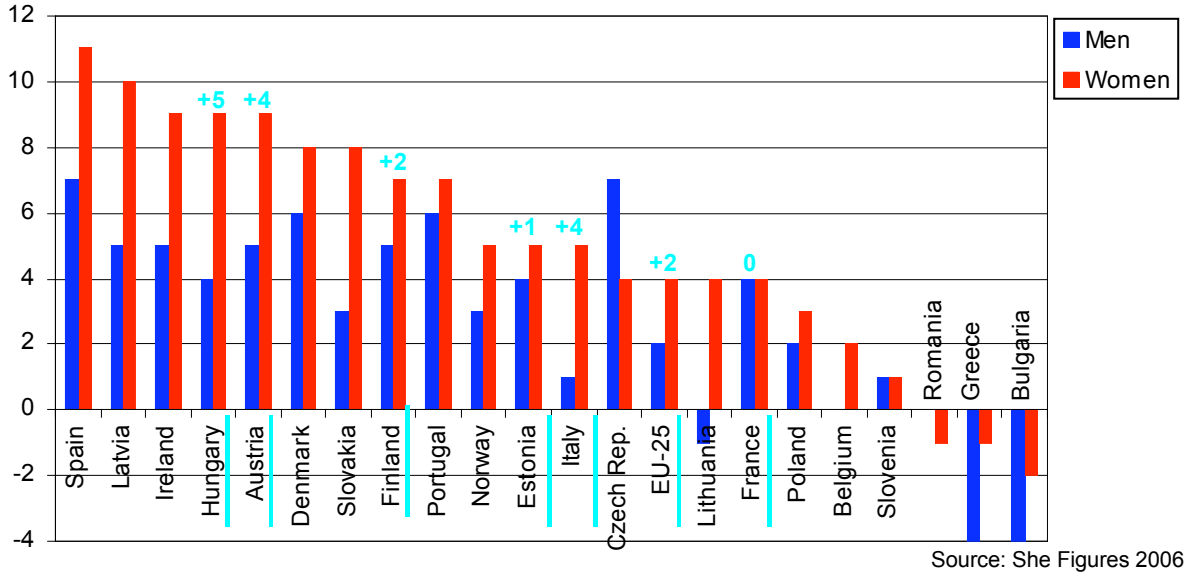


Figure 6 zeigt die Frauenanteile an den Promotionen in EU-Ländern im Jahre 2003. Der EU-Durchschnitt beträgt 43%, was 5 Prozentpunkte mehr als noch 1999 sind. Allerdings zeigt sich auch, dass drei der größeren Länder – Frankreich, UK und Deutschland – unter dem EU-Durchschnitt liegen. Dafür ist der Frauenanteil vor allem in den Staaten Mittel- und Osteuropas überdurchschnittlich hoch. Es sei angemerkt, dass die Wachstumsraten in diesem Bereich im Zeitraum 1999-2003 für Frauen signifikant höher waren als für Männer (Frauen 7%, Männer 2%). Dies ist eine bedeutende Verbesserung zu den Wachstumsraten von 1998-2001 (Frauen 5%, Männer 1%) (vgl. auch Figure 8 zu den Wachstumsraten für Forscher).



Ähnliches zeigt sich auch bei den Frauenanteilen an Forschern. Hier sind wieder beträchtliche Unterschiede zwischen den einzelnen Ländern und die deutliche Unterrepäsentierung der Frauen zu beobachten.

Figure 8: Growth rates for researchers by sex, 1999-2003

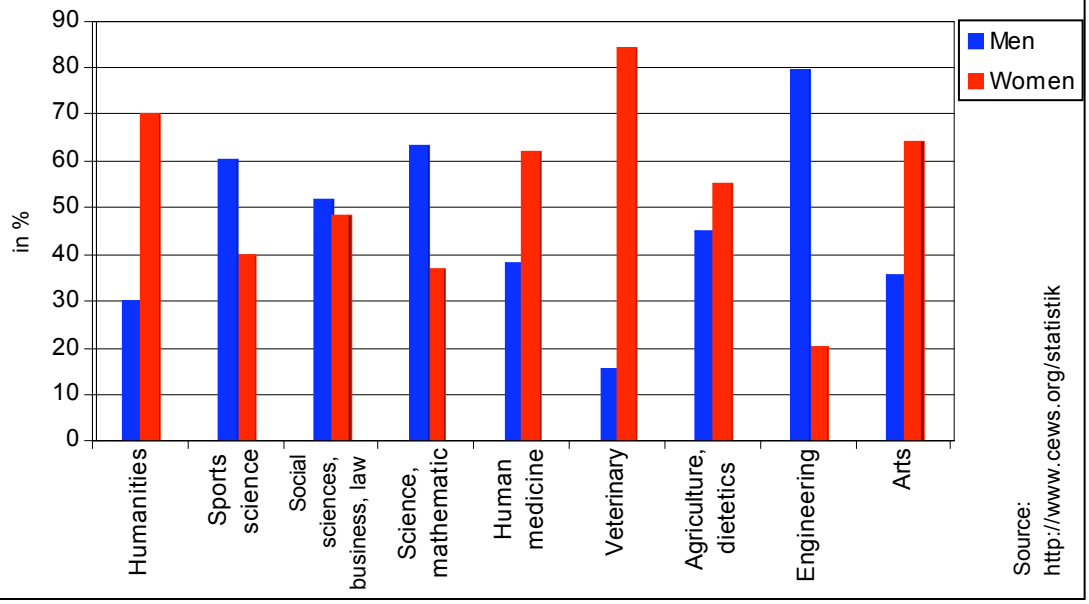


Source: She Figures 2006

Schaut man sich die dazugehörigen Wachstumsraten für Forscher im Zeitraum 1999-2003 an, sieht man wieder, dass die Wachstumsrate im EU-Durchschnitt bei Frauen mit 4% höher ist als bei Männern (2%). Dies ist zwar ein erfreulicher Trend, aber es muss auch bedacht werden, dass die Wachstumsrate für Frauen auch auf einer kleineren absoluten Zahl basiert und ein Gleichgewicht zwischen Männer- und Frauenanteilen mit solchen Wachstumsraten nicht zu erreichen ist.

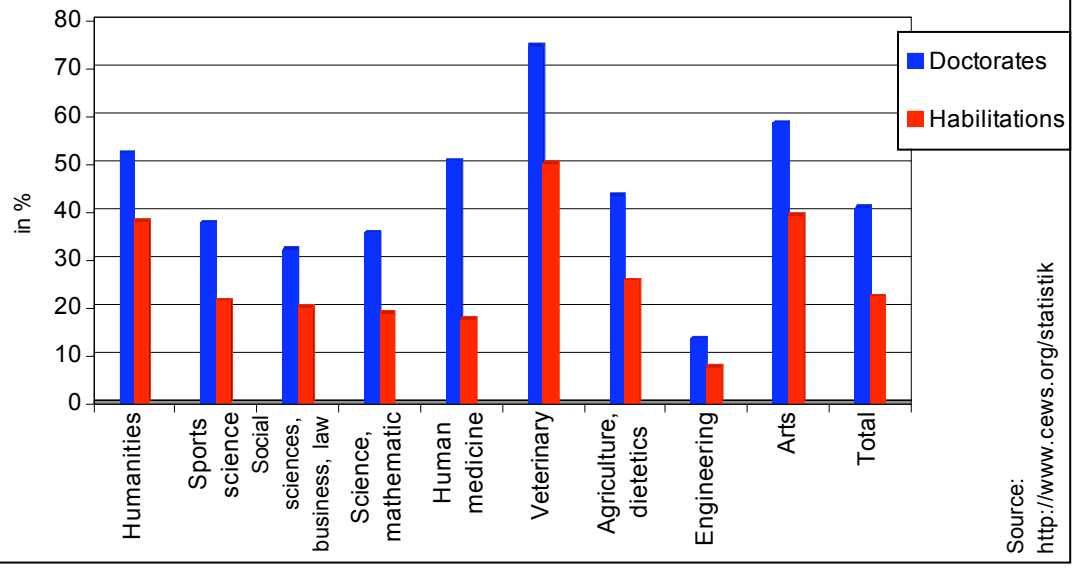
Die vorhergehenden Graphiken bezogen sich auf die vertikale Segregation, d.h. die Unterschiede im Karrierenverlauf von Männern und Frauen. Nun soll in folgenden Graphiken die horizontale Segregation gezeigt werden, d.h. das Phänomen, dass sich Frauen und Männer stark in ihrer Fächerwahl unterscheiden.

Figure 9: Students by field of study and sex. Germany, 2006



Wie erwähnt sind Frauen besonders in den Fächergruppen Mathematik/Naturwissenschaften und Ingenieurswissenschaften unterrepräsentiert, dafür aber in den Fächergruppen Sprach- und Kulturwissenschaften, Veterinärmedizin sowie Kunstwissenschaft stärker vertreten. Die Fächerwahl von Studierenden wird in Figure 9 gezeigt.

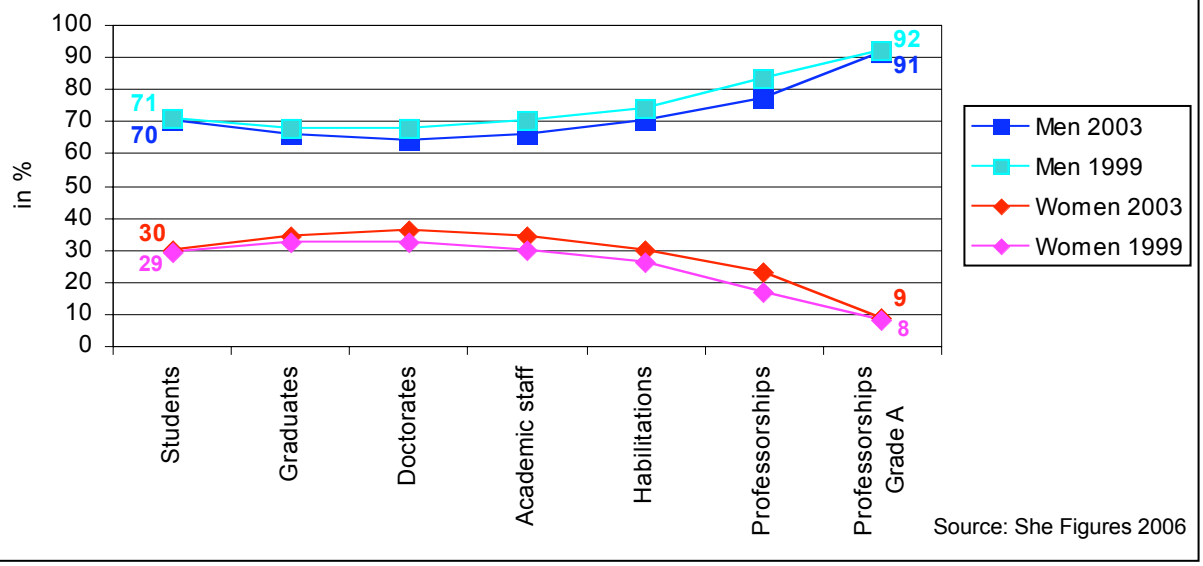
Figure 10: Proportion of women in doctorates and habilitations by field of study. Germany, 2006



Die geschlechterspezifische Fächerwahl ist ein Grund, warum in den Sprach- und Kulturwissenschaften 50 Prozent, in den Ingenieurswissenschaften jedoch nur 13 Prozent der Promotionen von Frauen abgelegt werden. Dafür ist die Spanne zum Frauenanteil, die sich für auch für die folgende Qualifikationsstufe Habilitation

entscheiden, relativ gering (knapp 8%). eine. In den Sprach- und Kulturwissenschaften entschließen sich jedoch auch mehr männliche als weibliche Absolventen für eine Promotion, denn obwohl über 70% der Absolventen weiblich sind (vgl. auch fig. 9), werden nur knapp 50% der Promotionen von Frauen abgelegt. Mit dem Übergang zur Habilitation nehmen dann die Frauenanteile weiter ab.

Figure 11: Proportions of men and women in a typical academic career in science and engineering, students and academic staff. EU-25, 1999 and 2003



Source: She Figures 2006

Besonders deutlich wird die geschlechterspezifische Fächerwahl in den Naturwissenschaften und Ingenieurswissenschaften auch, wenn man sich die Frauenanteile in den Qualifikationsstufen vor Augen hält. Zwar gab es zwischen 1999 und 2003 eine leichte Verbesserung in den Frauenanteile, die Unterschiede sind aber so deutlich, dass nur durch gezielte gleichstellungspolitischen Maßnahmen eine Angleichung in naher Zukunft vorstellbar ist.

Mögliche Erklärungen für die geringe Anzahl von Frauen in führenden Positionen der Wissenschaft

Die historische Perspektive

Die *historische Perspektive* definiert Wissenschaft als ein Organisationsfeld, das von Männern dominiert ist. Sie nimmt eine historisch geprägte Substruktur dieses Organisationsfeldes an, in der ein Bild vom Wissenschaftler entstand, das vornehmlich männliche Attribute vereint. Dieses Bild begünstigt die Kooptation von männlichen Wissenschaftlern in führende Positionen und erschwert die Entwicklung der Karrieren weiblicher Wissenschaftler. Damit liefert die *historischen Perspektive* einen Erklärungsansatz für die starke vertikale Segregation im Bereich der Wissenschaften.

Die These der „kulturellen Entwertung“

Ursprünglich aus der Berufsfeldforschung stammend besagt die These der *kulturellen Entwertung*, das Ansehen eines Berufsfeldes stehe in Relation zum Geschlecht

seiner Akteure. Anhand von Langzeitstudien konnte nachgewiesen werden, dass das Einkommen in einem Berufsfeld und sein Prestige im Vergleich zu anderen Tätigkeiten sinken, wenn mehrheitlich Frauen in ihm tätig sind; es zum typischen „Frauenberuf“ wird.
„The devaluation thesis refers to a „general cultural devaluation of women´s labour“ that leads to low wages for male and female workers in occupations filled largely by women.“[2]
Überträgt man diese Überlegungen auf die unterschiedlichen wissenschaftlichen Disziplinen, könnte die These der *kulturellen Entwertung* eine Erklärung für den aktuellen Prestigeverlust der Geisteswissenschaften liefern. Zu bedenken gilt es in diesem Zusammenhang jedoch, dass Frauen auch in diesen Disziplinen keineswegs in der Überzahl, sondern lediglich im Vergleich besonders erfolgreich sind. So erfolgte in den Geisteswissenschaften in den Jahren 1998 bis 2004 mit 12 Prozentpunkten zwar der größte Zuwachs an Wissenschaftlerinnen in Führungspositionen[3], insgesamt besetzen sie aber auch in diesem Fach lediglich 22% der Professuren[4].

„Crowding“
Da Frauen – infolge der horizontalen Segregation – z.B. in den Geisteswissenschaften besonders stark vertreten sind, geht die *Crowding* These davon aus, dass zwischen Ihnen eine starke Konkurrenzsituation entsteht. Verstärkt wird dieses Phänomen durch die besondere Beobachtung, die sie als Vertreter einer Minderheit in der Öffentlichkeit erfahren. Rosabeth M. Kanter stellte bereits 1977[5] die sozialpsychologische These auf, die exponierten Vertreter von Minderheiten würden vor allem als Repräsentanten ihrer Minderheit wahrgenommen und weniger in ihrer Berufsrolle. Dies führe dazu, dass Frauen in wissenschaftlichen Führungspositionen einer „höheren Sichtbarkeit“[6] unterlägen, höhere Leistungen erbringen und evt. auch fachlich besonders kritisch mit anderen Frauen umgehen müssten.

„Fachspezifische Komponenten“
Nach dem französischen Soziologen Pierre Bourdieu stellen die wissenschaftlichen Disziplinen keine Einheit dar, sondern funktionieren als einzelne soziale Felder nach ihren eigenen, spezifischen Regeln. Überhaupt geht Bourdieu davon aus, dass gesellschaftlicher Erfolg und Aufstieg weniger von objektiven Leistungen, als vom beherrschen bestimmter feldspezifischer Verhaltensmuster bestimmt wird.[7] Wissenschaftliche Disziplinen, in denen die gesellschaftliche Elite reproduziert wird – wie Rechtswissenschaften und Betriebswirtschaftslehre – sind, nach Bourdieu, von männlichen Verhaltenskodizes bestimmt. Dies bedeutet, dass es für Wissenschaftlerinnen in diesen Disziplinen besonders schwer ist Karriere zu machen, da das Beherrschen der männlichen Verhaltensregeln entscheidender ist, als objektive Leistungen.[8]

---

[2] England, Paula et. al.: The Devaluation of Women ´s Work: A Comment on TAM. In: American Journal of Sociology 105. S. 1741-1751. hier: S. 1741.
[3] Diese Zahlen beziehen sich auf Deutschland. Vgl.: Hinz, Thomas, Ina Findeisen und Katrin Auspurg: Wissenschaftlerinnen in der DFG. Förderprogramme, Förderchancen und Funktionen. Weinheim: WILEY-VCH Verlag 2008. hier: S. 22.
[4] Statistisches Bundesamt (2006).
[5] Kanter, Rosabeth M.: Men and Women of the Corporation. New York: Basic Books 1977.
[6] Hinz: 24
[7] Vgl.: Bourdieu, Pierre: Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1982.
[8] Vgl.: Bourdieu, Pierre: Homo Academicus. Stanford: University Press 1988.

Fremd- und Selbstselektion

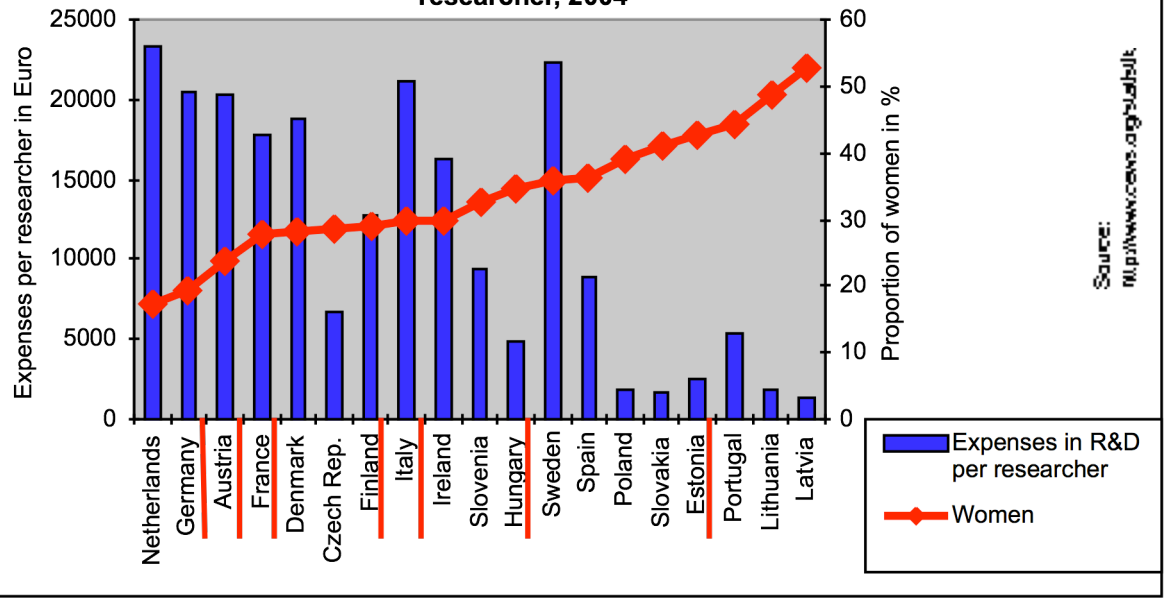
Dass die meisten Wissenschaftlerinnen nach ihrem Hochschulabschluss auf eine weitere Universitätskarriere verzichten, wird von der Theorie der *Selbstselektion und Fremdselektion* auf mehrere interagierende Faktoren zurückgeführt.

Eine Promotion, so die These, wird von Förderern, Betreuern und Institutionen auch als Investition in die Zukunft begriffen, die „verfällt" wenn sich eine Wissenschaftlerin nach der Promotion gegen eine weitere Karriere entscheidet. Sie wird also unter Umständen kritischer beurteilt als männliche Mitbewerber. Dies bezeichnet der Begriff *Fremdselektion*. Untersuchungen deuten darauf hin, dass Frauen zum Beispiel nicht im gleichen Maße zu Veröffentlichungen ermuntert werden, wie männliche Nachwuchswissenschaftler. Im aufwendigen Publikationsprozess erfahren sie weniger Unterstützung.[9]

Diese Schwierigkeiten wiederum führen dazu, dass Frauen sich aus diesem für sie härteren Wettbewerb enttäuscht zurückziehen oder sich aus persönlichen Gründen gegen eine weitere Karriere entscheiden. Dies bezeichnet der Begriff *Selbstselektion.*

Fraglich bleibt, warum Frauen in Mittel- und Osteuropa in führenden Positionen der Wissenschaft vergleichsweise deutlich besser repräsentiert sind als ihre westeuropäischen Kolleginnen, obwohl in diesen Ländern vergleichsweise wenig Geld für die Förderung der Wissenschaft ausgegeben wird (vgl. fig. 12).

Figure 12: Proportion of women in relation to the expenses per researcher, 2004



Es könnte sein, dass Faktoren, wie die Unterstützung weiblicher Karrieren durch das direkte soziale Umfeld und das kulturell geprägte Selbstverständnis von Frauen (beispielsweise in den ehemaligen Ostblockländern) eine deutlich gewichtigere Rolle spielen als finanzielle Mittel.

[9] Vgl.: Hinz: 25